Zeitschrift: Stultifera navis : Mitteilungsblatt der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = bulletin de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 13 (1956)

Heft: 3-4

Artikel: Mein Weg zum Holzschnitt

Autor: Weisz, Josef

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-387818

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zeichen auskommen. Daß auch da Zweifelsfälle auftreten können, mag mit einem Beispiel aus der zweispaltigen Segond-Bibel belegt sein, die einen im unklaren läßt, wo genau Phil. 1, 30 beginnt.

[5] So setzt ja bekanntlich gleich schon das zweite Kapitel der Bibel – der zweite Schöpfungsbericht – eindeutig erst mit 2, 4b ein, während die Verse 1 bis 4a den Schluß des ersten Berichtes darstellen. Nicht einmal die Psalmen sind immer richtig voneinander getrennt.

[6] Es sei hier noch darauf aufmerksam gemacht, daß in der Kapiteleinteilung zwischen verschiedenen Bibelausgaben Unterschiede bestehen, indem die Vulgata an einigen Stellen des Alten Testaments den Kapitelanfang um einen oder wenige Verse früher oder später hat als der hebräische Text und dessen griechische Übersetzung, so daß jeweils für das ganze folgende Kapitel eine gewisse Unsicherheit im Zitieren besteht. Bedauerlicherweise ist die Zürcher Bibel auch in ihrer neuen Ausgabe hier überall der Vulgata gefolgt (die betr. Anmerkungen, welche die Abweichung verzeichnen, stellen die Sachlage so dar, als ob die Lutherbibel hier abwiche; diese folgt aber der Einteilung des Urtextes und damit der Mehrheit der Bibelausgaben). Es wäre wünschbar, daß hier nach möglichst weitgehender Einheitlichkeit im Sinne einer unbedingten Geltung der Einteilung in den heute gültigen Ausgaben des Urtextes getrachtet würde. Einzig bei den Psalmen wird man sich damit abfinden müssen, daß zwei Zählungen nebeneinander bestehen. Die katholische Kirche könnte sich bestimmt nicht dazu bereit finden, die ihr vertraute Vulgatazählung aufzugeben. Auch kleine Differenzen in der Verszählung, die noch bestehen (z. B. in Eph. 5, 9), sollte man langsam zum Verschwinden bringen.

[7] Daß man mit diesen Zutaten tatsächlich der Heiligen Schrift Gewalt antun kann, sei belegt mit dem Beispiel der Huck-Lietzmannschen Synopse der drei ersten Evangelien (Tübingen 1936), wo der Abschnitt III (Die judäische Periode) eingeteilt wird in 1. Der Zug nach Jerusalem, 2. Die jerusalemischen Tage, 3. Die Leidensgeschichte, worauf nicht etwa ein vierter Hauptabschnitt oder ein vierter Unterabschnitt des 3. Hauptteils mit der Überschrift «Auferstehungsgeschichte» folgt, sondern ein außerhalb der Zählung stehender (mit den zu Anfang ebenfalls ausgeschiedenen «Vorgeschichten») korrespondierender Abschnitt «Die Nachgeschichten» – als ob die Botschaft von der Auferstehung Christi für die Evangelisten nur so eine Art Anhang oder Nachwort und nicht der triumphale Höhepunkt wäre, dessetwegen überhaupt alles geschrieben wurde. Da wird der Text der Evangelien und ihrer verschiedenen Handschriften sorgfältig verglichen und treu dargeboten, aber die Hauptsache darob übersehen. Dem sagt Jesus «Mücken seihen und Kamele verschlucken». – Entsprechend dem gibt es in der Zürcher Bibel in allen vier Evangelien zwar eine zusammenfassende Überschrift «Jesu Leiden und Sterben» über den beiden Passionskapiteln, aber keine entsprechende «Jesu Auferstehung» über den Osterkapiteln.

[8] Ich nenne als Beispiele 1. Mose 1, 1, die Überschrift zum ersten Schöpfungsbericht, welche in großen Lettern oben drüber gehört (dazu – wir kennen diese Gepflogenheit nicht mehr – in 2, 4a in genauer Entsprechung die Unterschrift) oder 1. Mose 6, 9; 25, 19; 37, 2 («Dies ist die Geschichte Noahs bzw. Isaaks bzw. Jakobs) oder Matth. 1, 1 und noch schöner Mark. 1, 1.

Josef Weisz / Mein Weg zum Holzschnitt[1]

Als ich im Herbst des Jahres 1900 zur Schule kam, beglückte mich mein erstes Buch, die Fibel. Zu Hause gab es für uns Kinder keine Bücher, denn Bilderbücher dünkten den hart ums Dasein ringenden Eltern eine unnötige Anschaffung.

Glühenden Herzens verliebte ich mich in *meine* Fibel. Diese hatte nicht, wie es heute allgemein ist, farbige und auf das Zeitgeschehen hinweisende Bilder, sondern war ausgestattet mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Ludwig Richter. Nichts konnte ein Kinderherz mehr bewegen als diese ebenso natürlichen wie märchenhaften Bilder aus einer anmutigen und heiteren Welt. Mit dieser Fibel lernte ich spielend, und ihre vielen Holzschnitte regten mich an, sie unermüdlich nachzuzeichnen.

Das also war meine erste Begegnung mit dem Holzschnitt. Die Schulbücher in zunehmender Zahl blieben meine Welt, und unbeirrt, nie abgelenkt von außen, umschloß mich fest ihre sorgfältig ausgewählte Bildfülle. Wie oft versuchte ich, den gewaltigen Christuskopf von Albrecht Dürer, diesen eindringlichen Holzschnitt, nachzuzeichnen. Weil ich mich lange um dergleichen mühte, lernte ich auch ausdauernd werden, um in Freude zu erfahren, daß Fleiß immer die Mühe lohnt. In den ersten Schuljahren dachte ich nicht daran, aus eigener Eingebung zu zeichnen, so verzaubert und beherrscht war ich von den Holzschnittbildern meiner Lesebücher. Später ging davon die nie erlahmende Anregung aus, alles in näherer und weiterer Umgebung Geschaute gewissenhaft aufs Papier zu bringen. Mutiger werdend, versuchte ich, meinen Vater, meine Mutter und die Schwester zu zeichnen und auf sonntäglichen Wanderungen mit den Eltern nahm ich mein erstes Skizzenbuch mit. Da dauerte es gar nicht so lange, bis ich bei zunehmender Übung das Sehenswerte in bescheidener Art festhalten konnte. «Der Bub zeichnet zuviel»,

[1] Im zweiten Doppelheft des 12. Jahrgangs durften wir unter der Überschrift «Das Entstehen eines ungewöhnlichen Werkes neuzeitlicher Buchkunst» auf die überraschend gestaltete Schöpfung hinweisen, die Josef Weisz in den reifdurchdachten und in der Form vollendeten Holzschnitten zu Josef Weinhebers Sonettenkranz gelungen ist. Wir haben seither von dem Künstler manches zu Gesichte bekommen, das uns damals unbekannt war, und von neuem einen starken Eindruck von seiner Einfühlung in die Welt des Tieres und der Pflanze erhalten, die nun auch zur Ausführung großer bildhauerischer Arbeiten geführt hat. Auf unsere Bitte hin sind die vorliegenden Erinnerungen geschrieben worden, die wir unverkürzt wiedergeben, weil sie den Verfasser von der menschlichen Seite zeigen.

sagte der um meine Gesundheit besorgte Vater und schickte mich an freien Nachmittagen in die Turnschule. Das gefiel mir gewiß auch, versäumen aber wollte ich nichts, und kam ich erfrischt von der Turnschule nach Hause, saß ich schon wieder in dem schummerigen Lichtkegel der großen Petroleumlampe und zeichnete.

Daß alle künstlerische Anregung von Holzschnitten ausging, kam mir Jahrzehnte später erst zum Bewußtsein. Eingesponnen in diese Welt blieb ich, bis ich 1906 im Ausleseverfahren Schüler des genialen Pädagogen Kerschensteiner wurde und durch ihn eine richtungweisende zeichnerische Ausbildung erfuhr.

In mein junges Leben trat eine von mir viel bewunderte Erscheinung. Zu dem Kundenkreis meines Vaters gehörte der in München lebende Schweizer Maler Hans Beat Wieland, und mit sicherem Blick entdeckte dieser mein heimliches Treiben. Bei jedem seiner Besuche durfte ich ihm meine neuesten Zeichnungen vorlegen und dabei immer eine herzlich ausgesprochene Aufmunterung empfangen. «Das Kind wird ein Künstler», sagte der große Maler, was meinem Vater ganz und gar nicht ins Ohr klingen wollte. «Mir wär schon lieber, der Bub wird ein tüchtiger Schneider», war seine Antwort darauf. In meinem Herzen aber klopfte das junge Blut bis zum Halse. So ungern ich sonst für den Vater die Kleider zu den Kunden trug, drängte ich doch stets ungestüm danach, die für Hans Beat Wieland genähten Berganzüge aus schwerer irischer Wolle, die so geheimnisvoll nach der Fremde roch, in sein Haus zu bringen. Denn, war der Meister da, ließ er mich in sein Atelier rufen und mir war, als würde sich das Tor zum Himmel öffnen. Wieland malte in strenger Pinselführung und in leuchtenden Farben die hochalpine Welt. Von diesen Bildern blieb ich so im Innersten gepackt, daß ich des liebwerten Menschen und Künstlers noch oft gedachte, als ich Jahrzehnte später, auf meiner Suche nach Bergpflanzen, eins wurde mit der hochalpinen Welt und mich der mit Kinderaugen geschauten Bilder Wielands gerne erinnerte.

Als ich im Frühjahr 1914 die Aufnahmeprüfung an der Staatlichen Kunstgewerbeschule in München mit dem Erfolg bestand, daß ich keinem Vorbereitungskurs, sondern der Graphikklasse des Professors F. H. Ehmcke zugeteilt wurde, war damit auch über Unsicherheit und unklare Vorstellung, wie sie einen jungen Menschen quälen, gesiegt: Ich sah meinen Studienweg voraus und das typographische Element trat formbestimmend in mein Bewußtsein.

Dieses Beginnen erfuhr einen gewaltigen Auftrieb, als mir nach kaum dreimonatigem Schulbesuch ein außerordentliches Stipendium zum Besuch der Internationalen Ausstellung für Buchkunst und Graphik in Leipzig zuerkannt wurde. Mit vier Zwanzigmarkgoldstücken in der Tasche saß ich zum erstenmal im Leben in einem Schnellzug, betreut von meinem Professor und mit vier Studienkollegen der Schule. Die lange Fahrt, das Ziel, die fremde und festliche Stadt, vermittelten starke Eindrücke. Die Ausstellung aber, durch fünf volle Tage bis in ihren letzten Winkel besucht, machte mich so taumeln, daß ich noch Monate danach kaum zur Besinnung kam und den inzwischen ausgebrochenen Ersten Weltkrieg nicht als Wirklichkeit zu fassen vermochte.

Mit magischer Gewalt zog mich der Holzschnitt an. Was je ins Holz geschnitten wurde, war zu sehen: Die frühesten chinesischen Blätter, imaginär, eine Inkarnation des Schöpfungsgedankens, der erste abendländische Holzschnitt, Sankt Christophorus, wirkend wie ein gewaltiges Wandbild, Albrecht Dürer und seine Zeit, eine Heerschar in höchster Sendung, bis zur Gegenwart, dem Wiedererwachen freier Holzschnittweise in unserer Zeit.

Diese unerschöpfliche Schau war verdichtet durch Attraktionen eindringlicher Art. An der rekonstruierten in Holz gebauten Presse Johannes Gutenbergs standen in mittelalterlicher bunter Tracht die Jünger der Schwarzen Kunst, hielten in wiegenden Händen die Tampons, die Druckform damit einfärbend, ächzend wurde der Hebel der schweren Presse herumgerissen, um dem eingelegten, gefeuchteten Büttenpapier für immer seine Bestimmung zu geben. Anderenorts sah man Schriftgußmaschinen und Schnellpressen, sie zischten, stampften und schütteten ihre Produkte aus. Dies war verwirrend und konnte mich wenig anziehen. Dagegen war ich hingerissen von einer ins Märchenhafte gerückten Erscheinung: in einem kleinen, durch seine Exotik das Auge faszinierenden Raum saßen auf Matten fünf japanische Künstler, in Hingebung Bilder ins Holz schneidend und diese vielfarbig zum Abzug bringend. Noch nichts wissend von Technik und Material, überfiel mich eine wilde Gier des Schauens. Was gäbe ich darum, dieses einmalige Erlebnis heute in reifen Jahren aus der

Abb. 1. Josef Weisz. Bildnis der Mutter des Künstlers.

Versunkenheit rufen zu können, in vergleichender Betrachtung, daß alle Wege des Formens zu dem einen Ziel führen: aus dem Holz das in ihm Lebendige zu locken. Erde, Wasser und Luft, flatternde Vögel und alles Getier, das Angesicht des Menschen, seine Liebe und seine Not, schlummert im Saft des Holzes und drängt nach Bildern.

Nach diesem Höhepunkt der Erlebnisse drängte ich nach Hause. Die Flaggen aller auf dieser weltumfassenden Schau vertretenen Nationen standen auf Halbmast, der Mord von Serajewo warf seinen Schatten erschreckend auf die im höchsten Glanze stehende abendländische Welt.

Wieder daheim, fand ich keine Ruhe, denn die empfangenen Eindrücke trieben ein tolles Spiel mit mir. Und versuchte ich zeichnend die Wogen zu glätten, schlug alles Beginnen fehl, weil ich nur nachahmen konnte. In solcher Qual flüchtete ich mich in die nahen Wälder. Als ich einen ganzen langen Tag weg war und die untergehende Sonne purpurrot verglühen sah, empfingen mich die guten Eltern völlig verzagt. «Der Krieg ist ausgebrochen», sagte tonlos der Vater zu mir, «mit allem ist es aus, auch mit deinem Künstlerwerden! Sie holen dich zum Totschießen!» Da schlich ich mich in meine Kammer und weinte in die helle Sommernacht.

Aber es war nicht aus mit meinem Künstlerwerden. Bei sich wiederholenden militärischen Musterungen wurde ich als allzu zartes Bürschchen bis zum Jahresende 1915 zurückgestellt. So konnte ich das begonnene Studium fortsetzen, dank auch eines fortlaufenden Stipendiums aus staatlichen Mitteln.

Als ich im Herbst 1914 wieder zu meinem Professor kam, brachte ich ihm eine Unmenge in den Ferien entstandener Zeichnungen mit, und was an empfangener Anregung unverarbeitet in mir blieb, zeigte sich darin kunterbunt. Das Beste da-

von waren meine ersten Tierstudien in Kreide; in romantischen Kompositionen aber unterlag ich dem hinreißenden Zauber ostasiatischer Kunst.

Es dauerte eine Weile, bis ich mich da ausgetobt hatte. Und ganz überwunden wurden diese verführerischen Einflüsse erst durch den fast täglichen Besuch der einzigartigen Antikensammlung Münchens mit den wundersamen Beispielen griechischer Vasenmalerei. Diese auf letztmögliche Ausdrucksweise gerichtete hohe Kunst ließ mich mit dem Holzschnitt beginnen.

Und dann war kein Halten mehr. Ein alter, alle graphischen Techniken lehrender Professor der Schule gab mir zu Anfang die rechten Hinweise auf Werkzeuge, Schneidetechnik und Material. So begann ich meine ersten Versuche mit dem kleinen schräg zugeschliffenen Messer, womit man kerbschnittartig den Span aus dem Holz hebt. Bald jedoch wollte mir diese strenge Schneideweise nicht mehr genügen. Ich fand Gefallen daran, ohne genaue Vorzeichnung ins Holz zu schneiden und mit dem Messer, das fortan schnitt, riß und schabte, nur mehr der unmittelbaren Eingebung zu folgen. Erst Jahrzehnte später kam ich wieder auf den strengen Messerschnitt zurück.

Meinen ersten Holzschnitten lagen Naturstudien zugrunde. Sie zeigen Tiere, wie ich sie im Hellabrunner Garten beobachten konnte.

Bald aber standen dringlichere Aufgaben vor mir, mußte ich mich doch mit der harten Tatsache des Krieges auseinandersetzen. Das auf den Straßen oft erlebte Bild – ins Feld ausrückende Truppen, begleitet von Frauen und Kindern, Weinen, Rufen und dazu die schmetternde Marschmusik – erschütterte mich zutiefst. Siegesnachrichten ebenso wie die Meldung von Niederlagen liefen mir eiskalt über den Rücken, sah man doch täglich die Folgeerscheinung: schwarzverschleierte Frauen und verstümmelte Männer. Da schnitt ich in großer Erregung mit noch ungelenken Händen mein erstes großformatiges Kriegsblatt «Das Furchtbare regiert». Darauf ist Gottvater der Zürnende, Christus zu seiner Rechten trägt die Wundmale und Maria zur Linken verhüllt ihr Antlitz, zwei betende Engel bitten im Himmel um Abwendung des Grauens, wie es das dargestellte Schlachtgetümmel zeigt.

Es folgten weitere Schnitte: «Gedenkblatt Ostpreußen», Einfall der russischen Armeen in dieses Land 1914, Brand und Vernichtung im Hintergrund, davor eine Pietà – ein Bauernweib mit ihrem erschlagenen Gatten –, das blanke Schwert in der Brust und ein hilflos klagendes Kind bei sich. «Erlöse uns von allem Übel»: ein Stoßgebet sterbender Soldaten, in noch votivbildartig erlebter Darstellung, und «Vernichtung», ein Bild blindwütiger Zerstörung. Immer heftiger wurde meine Auflehnung gegen das Unheil des Krieges, und mein noch schwaches Können verleugnend, schnitt ich die Furie Krieg selbst, auf schwarzem Pferde, wie sie Männer, Frauen und Kinder zertrampelt, das Schwert sowie die Brandfackel schwingt.

Der Lehrer für Kunstgeschichte an der Schule, Professor Dr. E. W. Bredt, wurde auf mich aufmerksam, und mit Bangen zeigte ich ihm meine Blätter. Er bat sie sich aus, und wenige Wochen nachher waren sie angekauft von der Staatlichen Graphischen Sammlung. Über diese ungewöhnliche Auszeichnung von Schülerarbeiten erhob sich in der Schule einiger Aufruhr. Doch das Mißfallen der Lehrerschaft darüber hinderte die Sammlung nicht, nunmehr alles weiter Entstehende von mir zu erwerben wie durch Empfehlung anzuregen, daß auch die Sammlungen in Berlin und Hamburg aus meiner Holzschnittfolge kauften.

Mein Durchbruch zur freien und nicht mehr angewandten Kunst entfernte mich mehr und mehr von den eigentlichen Zielen der Schule, der Gebrauchsgraphik, und diese Entfremdung mit der Kunstgewerbeschule vertiefte sich in der Folgezeit.

In der Nachbarschaft meiner Eltern hatte der Schweizer Architekt, Maler und Schriftsteller Hans Eduard von Berlepsch-Valendàs sein Haus, in welchem die namhaftesten Geister des In- und Auslandes verkehrten. Berlepsch hatte seine eigene Schule, und bedeutende Baumeister sind daraus hervorgegangen. Sein prächtig ausgestattetes Haus, die vielfältigen Sammlungen und eine kostbare Bibliothek bezeugten seinen universellen Geist.

Im Sommer 1915 sah eine seiner Schülerinnen, welche als Blumenfreundin gerne zu einer Plauderei in den Garten meiner Mutter kam, meine Holzschnitte, bat sie sich aus und eilte damit zu ihrem Lehrer. Spontan, wie Berlepsch gewesen, ließ er mich sogleich rufen, erwarb an Blättern alles, was ihm vorlag und nahm mich wie einen Sohn in seinem Hause auf. Fortan hatte ich in Schulferien und an freien Nachmittagen meine Arbeitsstätte in seinem Atelier, und alles aus seinen Sammlungen sowie seine Bibliothek standen mir offen. Nicht Lehrer, sondern Freund wolle er

mir sein und große Pläne habe er mit mir vor. Der Krieg, so hoffte Berlepsch, ginge bald zu Ende, dann müsse ich mit seinen Empfehlungen in Paris mein Studium fortsetzen und über Rom zurückkehren. In der ihm eigenen faszinierenden Art formte er an mir, nahm mich blutjungen Menschen mit zu den angesehensten Persönlichkeiten Münchens, lehrte mich ein gutes Deutsch sprechen und schreiben, gab mir zur rechten Zeit das rechte Buch in die Hand und durchschaute für mich Gegenwart und Zukunft. Das waren segensreiche Monate – bis mich wie der Blitz aus heiterem Himmel der Gestellungsbefehl traf. Das Rekrutendasein fiel mir bitterlich schwer. Doch Berlepsch fand auch in militärischen Kreisen Gehör und erreichte für mich bei dem äußerst wohlwollenden Abteilungskommandeur, daß mir für meine künstlerische Tätigkeit mancher verlängerte Sonntagsurlaub verblieb. Heimgeeilt saß ich dann, solange der Tag hell war, im stillen Atelier des großen Freundes über dem im Ausdruck gewagten Holzschnitt «Post tenebras lux». Was in einem jungen Herzen an Not und heiliger Hoffnung brannte, brach aus und wurde zum Bilde.

Im Frühjahr 1916 kam meine militärische Ausbildung zum Abschluß, und bei bester Kriegstauglichkeit stand die Abstellung zur Kampffront unmittelbar bevor. An einem wolkenlosen Junimorgen band mir die gute Mutter die lieblichsten Rosen aus ihrem Garten an den Helm, der Vater schloß sich ein in seinem Kummer, und der große Freund geleitete mich ein Stück des Weges ins Ungewisse.

Nach fünf Tagen qualvoller Fahrt stand ich tief im russischen Land und wurde einer bayrischen Landwehrbatterie als Telephonist zugeteilt. Die mich umgebende genesisgleiche Landschaft: nächtlich dunkle Sümpfe, endlose Wälder und dazwischen die öde Steppe, darüber ein gewaltiger Himmel, erschütterte mich. Und es blieb keine Zeit, sich

Abb. 2. Josef Weisz. Neujahrskarte mit geigendem Engel. Ein kunstsinniger Auftraggeber wünschte ein Glückwunschblatt von feierlicher Art. Im Verlust der Mitte (ein Zeichen unserer Zeit) stellte der Künstler den geigenden Engel in den Zodiakus.

daran zu gewöhnen, denn, kaum für den vorderen Grabendienst geschult, begann die viele Wochen währende Brussilow-Offensive. Wir lagen in jenem Kampfabschnitt, an welchem dem Gegner der Durchbruch mit grausamsten Mitteln gelingen sollte; im Hin und Her des blutigen Geschehens standen wir ohne Ablösung und Reserven in einer unbeschreiblichen Hölle. Ich verabscheue jede Schilderung einer Schlacht, und überlebt man das Menschenunwürdige, kann das todwunde Herz allein in der Freude an der Natur wieder gesunden. Daß auf diesem zerwühlten und blutdurchtränkten Boden die Lerche wieder jubilierend aufstieg und die Störche zwischen den Kampffronten sich niederließen, hat mich heilsam über alle Verzweiflung gehoben. Ich schrieb an meinen großen Freund: «Schicken Sie mir ein Skizzenbuch, auch zwei bis drei Holzschnittmesser, Linoplatten und auch ein Holztäfelchen, ich muß arbeiten, ich gehe sonst zugrunde.» Und das sehnlichst Gewünschte traf ein in vielen Feldpostpäckchen.

Der Kampfabschnitt, darin wir standen, blieb ein heißer Boden. Zum Hilfsbeobachter ausgebildet, wurde mir das zu bearbeitende Kartenmaterial übertragen, was mich von dem schweren Arbeitsdienst, dem Bau neuer Stellungen, befreite. Und nachfolgend wurde ich dem Verbindungsoffizier von der Artillerie zur vordersten Infanterie unterstellt. Bei nicht erhöhter Gefechtstätigkeit dauerte dieser Dienst vierundzwanzig Stunden. Im guten Einvernehmen mit dem Offizier, nützte ich die Kampfpausen, um Geschautes, meist Landschaften, im Skizzenbuch zu sammeln und bedrückende Erlebnisse in Allegorien festzuhalten. Als Spielerei galt mir, neben den befohlenen Geländeaufnahmen nie von mir betretenes Feindland durch das Scherenfernrohr zu zeichnen. Doch bedurfte es der Überwindung ständig quälender Widrigkeiten, um mit einem Lino- oder Holzschnitt zu beginnen und ihn, oft Wochen später, zur Fertigstellung zu bringen. Die Telephon-Nachtwachen gaben, wenn nicht Alarmbereitschaft war, hierfür noch die besten Voraussetzungen; da war ich endlich allein, und zwischen den weiterzugebenden Meldungen lag manche mir ganz gehörende stille Stunde.

Mein Skizzenbuch füllte sich, doch nicht viel davon konnte ich in meiner Lage ins Holz schneiden. Da aber war «Per aspera ad astra», die mitten in den Großkämpfen niedergezeichnete Vision: Wo Freund und Feind verbluteten, sah ich ausgestreckt den vom Kreuz gelösten Heiland, und ein riesiger Regenbogen ging von seinem Haupte aus, Diesseits und Jenseits zu einem Reich des Friedens verbindend. Und in gleicher Hingebung schnitt ich den «Opfergang der Mütter» ins Holz: Im Vordergrund die aus verbrannter Erdenheimat fliehenden Mütter und Kinder, inmitten, ohne Aufhebens, Maria, das Knäblein an der Brust.

Bei aller Härte des Daseins standen mir immer gute Geister zur Seite, und seltsame Fügungen unterbrachen erlösend die oft unerträglich werdende Gegenwart.

Nach einem Feldgottesdienst in der Feuerstellung fand der Divisionsgeistliche, ein junger, mutiger Pater, an mir und meiner geheimen Beschäftigung Gefallen. Bei meinem Hauptmann setzte er sich sogleich dafür ein, mich für einen einwöchigen Aufenthalt beim Divisionsstab freizubekommen. Dies gelang auch, und schon tags darauf holte mich der Pater ab, im Panjewagen, bespannt mit den kleinen, flinken Russenpferden. Im scharfen Trab jagten wir durch die spätsommerliche Landschaft gegen Westen. Vom Divisionskommandeur, General von der Schulenburg, herzlich aufgenommen, durfte ich die geschenkten Tage unbekümmert meiner Eingebung widmen. Der Divisionsstab bestand aus Männern von Rang und Namen. Er unterstand dem schlesischen Landwehrkorps und hatte unter seinen Offizieren Vertreter der Breslauer Universität.

Empfangenes Wohlwollen und große Anregungen trieben mich zu fieberhafter Arbeit. Mit einem Ausweis versehen, wanderte ich stundenlang nach allen Himmelsrichtungen und zeichnete die mir nun nicht mehr so unheimlich fremde Landschaft. Was ich in Lino und Holz schneiden konnte, entstand bei Kerzenlicht und in einem Stübchen, das mich traulich an zu Hause erinnerte. Der Feldgeistliche widmete mir manche freie Stunde, und seine Gedankenwelt trug mich hoch und weit über meine noch knabenhafte Vorstellung vom Sein hinaus. Bei solchen Gesprächen schnitt ich, den geistsprühenden Pater vor mir, sein Bildnis unmittelbar in eine Linoplatte. Die Woche flog rasch dahin.

Aber wieder hatte ich Glück. In einem besonderen Auftrag wurde ich nach Warschau, nach Potsdam und nachfolgend auch nach München gesandt. Zu Hause konnte ich zehn Tage bleiben (es war ein wohlwollend in die Dienstaufgabe eingeschmuggelter Urlaub), um dann in rücklaufender Route wieder bei der Truppe einzutreffen. Unvergeßlich bleiben mir die Oktobertage im Atelier

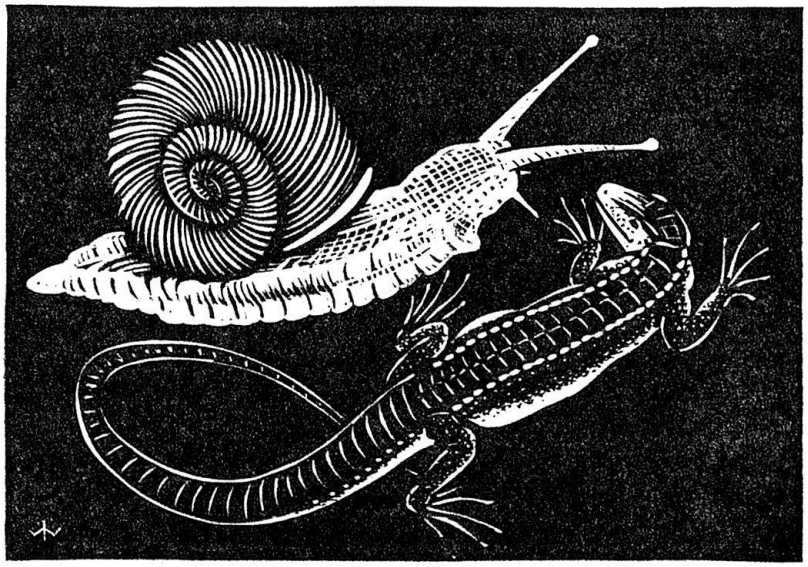

Abb. 3. Josef Weisz. Neujahrskarte 1953 mit Schnecke und Eidechse. «Quo vadis», ruft die eilige Eidechse der langsamen Schnecke zu. Wohin der Weg? war der Sinn dieser liebenswürdigen Mahnung, im wirtschaftlichen Aufstieg, im beginnenden Aufstieg den rechten Weg einzuschlagen.

des großen Freundes Berlepsch. Von den im Felde entstandenen Lino- und Holzschnitten mußten Abzüge gemacht werden, aber auch Neues konnte entstehen. Die Nächte machte ich zum Tage, und nie noch war ich so müde wie in dem Zug nach Berlin, im Tornister die mir anvertrauten militärischen Papiere neben einem Stoß von Holzschnittabzügen und Material zu neuem Beginnen. Und schon in Warschau füllte sich ein zweites Skizzenbuch, wo mir die höchsten Stellen volle Bewegungsfreiheit einräumten.

Als ich dann wieder russischen Boden betrat, hatte der Winter vorzeitig begonnen. Noch ahnte ich nicht, was mir bevorstand. Sein Regiment wurde grauenhaft und währte ohne Abschwächung bis Mitte Mai. Dieser ungewöhnlich strenge Winter 1916/1917, mit täglichen Temperaturen von 30 bis 40 Grad unter Null, mergelte auch die Widerstandsfähigsten unter uns aus. Auf freiem Felde hausend, wie Mäuse tief unter der Erde, fristeten wir ein Dasein, das keinem mehr viel wert schien. Der Gegner, wohl besser als wir an seine heimatlichen Winter gewöhnt, verschonte uns nicht mit lebhafter Gefechtstätigkeit. Oh, diese russischen Winternächte, wie habe ich sie verflucht, um dann immer wieder zum Skizzenbuch zu greifen, ihrer damit Herr zu werden.

Spät brach das Frühjahr an, und es kam sintflutartig, wir ersoffen schier in unserer Stellung. Russischer Frühling, die erste über schmelzenden Schnee und bloßgelegte schwarze Erde aufsteigende Lerche, diese frohe Botschaft, ich schnitt sie ins Holz! Das war nach langer Pause doch wieder ein Anfang. Manch anderer Schnitt folgte, so «Die blinden Kameraden»: Bei wiederkehrender Sonne das Augenlicht verlieren – grauenhaftes Schicksal – ich mußte es zu Bild bringen. Dann aber mußte ich mich freiringen von der Qual solcher Kriegserlebnisse und wandte mich biblischen Themen zu. So entstand in den hellen russischen Sommernächten das Blatt «Die Schöpfung» wie auch «Erschaffung des Weibes» in Versunkenheit und Hingebung.

Der Dienst wurde immer härter, bedingt durch den Ausfall in der Mannschaft, welcher kein Ersatz mehr zur Verfügung stand. Blieben die Verluste durch die Gefechtstätigkeit dank einer nunmehr festungsartig ausgebauten Stellung gering, so lichteten sich durch Krankheit die Reihen. Oft auf lange Zeit blieb mein Skizzenbuch unberührt, und nur noch in Feldpostbriefen an den Freund gab ich ein Lebenszeichen. Keine guten Fügungen wollten sich mehr einstellen, und es schien, als sollte mich der Krieg doch noch verschlingen.

Wieder wurde es Winter, doch diesmal waren

wir darauf gut vorbereitet. Das Wetter blieb lange Zeit mild, und von nichts anderem mehr wurde gesprochen als vom nahen Frieden mit Rußland. Die Waffenruhe kam auch, doch währte sie nur kurze Zeit. Erneut drang aus dem Osten Kanonendonner zu uns herüber, die russische Revolution brandete bis zu den stillgewordenen Fronten, und die deutsche Armee setzte sich dagegen in Bewegung. Im Februar 1918 wurde unsere Batterie aus dem Verband gelöst und zum Einsatz am westlichen Kriegsschauplatz abtransportiert.

Westliches und altes Kulturland, Kathedralen, romanische Dörfer und Weinbau an allen Hängen! Mein Herz schlug höher, um nur um so schmerzlicher verwundet zu werden beim Anblick der Zerstörung ringsum. Wieder ins Kampfgeschehen eingefügt, und inmitten eines fast undurchdringlichen Laubwaldes an der Mosel, war mein hauptsächlicher Dienst Nachtposten im Wipfel einer alle Bäume überragenden Buche. Bei der Aufgabe, jegliche Feindtätigkeit zu melden, blieb mir immer noch Zeit, mein Skizzenbuch weiterzuführen. Doch an Holzschnitte war in Bodenstellung und Quartier nicht mehr zu denken, nur auf Dienstgängen ließ sich in Zeichnungen die anmutige Landschaft einfangen.

Im Spätsommer 1918 hatten endlich die verschiedenen Gesuche der Staatlichen Graphischen Sammlung und anderer hoher Stellen an das Oberkommando Erfolg. Ich wurde aus dem vorderen Frontdienst gezogen und einer Karten-Auswertungsstelle zugeteilt. So führte mich im Spätherbst mein Weg nach Lille, wo ich zu meiner Verwunderung Gehilfe eines Zahlmeisters wurde. Dieser war Jude und von großer Aufgeschlossenheit für alles Künstlerische. Die schriftlichen Arbeiten in meinem neuen Dienst waren spielend leicht zu bewältigen, und, aufs herzlichste von meinem Vorgesetzten gefördert, füllte sich erneut mein Skizzenbuch. Doch beschaulich wurde auch dieses Dasein nicht. Die Endphase des unseligen Völkerringens zeichnete sich bereits hart ab, Lille wurde aufgegeben, und in vielen Etappen, auf einem Planwagen und mein braves Rößlein selbst versorgend, trabten wir wie Ulenspiegel durch belgisches Land. Rasch wechselten da die Bilder und die Eindrücke. Die unheimliche Grippe-Epidemie zu Ende des Jahres 1918 ließ mich fast an die Pest glauben. Unentwegt läuteten die Totenglocken, wohin wir auch kamen, in Dörfern und Städten. Tag und Nacht dröhnte das Trommelfeuer der Entscheidungsschlachten, die Straßen wurden überflutet von der flüchtenden Bevölkerung, das herrenlos gewordene Vieh brüllte und wollte gemolken sein – und wohin man auch kam, wurden Menschen begraben.

In letzter Station erreichten wir Brüssel und erlebten dort den Ausbruch der deutschen Novemberrevolution. Wir wußten nichts damit anzufangen, mißtrauten den überall auftauchenden roten Matrosen, blieben bei unseren Offizieren und fügten uns ein in den einer Völkerwanderung gleichenden Rückmarsch der geschlagenen deutschen Armee. Der Krieg war zu Ende.

Im Advent, an einem noch nächtlichen Morgen, stapfte ich abgerissen durch den frischgefallenen Schnee dem Elternhause zu. Die gute Mutter hörte schon aus der Ferne, wessen Schritte das sind, lief mir durch den Garten entgegen, ich hing an ihrem Halse, ich war wieder daheim.

Gebrochen an Leib und Seele fand ich den großen Freund vor. Das europäische Chaos, die Revolution, der Haß und die Schamlosigkeit hatten diesen edlen Geist zu Tode verwundet. Da bedurfte einer des andern, die Freundschaft war zur Brüderlichkeit geworden und blieb in dieser Verbundenheit, bis im August 1921 Hans Eduard von Berlepsch-Valendàs für immer die Augen schloß.

Als unmittelbare Auswirkung all der Kriegserlebnisse entstanden 1919 in atemloser Folge die siebenundzwanzig Holzschnitte zur Apokalypse des Johannes. Zu erregt, um in der Durchführung dieser großformatigen Holzschnitte gelassen und in der formalen Darstellung gründlicher zu werden, riß ich buchstäblich die innerlich geschauten Bilder ins Holz.

Dieser Wurf aber hatte mich ausgehöhlt. Der erreichte Gipfel war nicht zu halten; nachfolgendes wollte in gleicher Weise nicht mehr gelingen. Mir fehlten, was der große Freund vorausschauend für meine weitere Entfaltung so sehr wünschte, die Studienreisen, der Kontakt mit dem schöpferischen Ausland. Erst sehr viel später ließ sich das Versäumte nachholen. Ich kam, wenn auch auf kurze Wochen, nach Frankreich, sah Italien bis Rom, immer aber ein wenig traurig, daß die glücklichste Zeit dafür vom Moloch Krieg verschlungen worden war.

Erst 1932 hatte ich mich wieder ganz gefunden. Mit dem Buchwerk zu Goethes 100. Todestag «Die Metamorphose der Pflanzen» begann meine zweite graphische Zeit. In vielen Landschafts-

schnitten gab ich mich dem Besinnlichen hin. Neues, noch viel schlimmeres Unheil als der erste Weltkrieg uns brachte, war im Kommen. Wo konnte da ein Künstler noch sein Leben fristen, wenn nicht im Garten Gottes, unter Blumen und Tieren? Zu wissen um den Sinn der Schöpfung kann auch ein armseliges Dasein reich machen. Und es wurde für mich reich, als Professor Anton Kippenberg in mein Leben trat und ich in seinem Auftrag in den wirren Jahren von 1938 bis 1947 das Alpenblumenwerk in hundert kolorierten Holzschnitten schuf. Was auch dazwischen lag, mich krank und arm machte, ist vergessen und überwunden in dem Bewußtsein, eine böse Zeit mit einem guten Werk ausgefüllt zu haben.

In allem bedarf es großer Beständigkeit und Hingabe. Beständigkeit erringt man sich mit einem Weltbild, das, wie Albert Schweitzer bezeugt, *Ehrfurcht vor dem Leben* ist; und die Hingebung ist die Kraft, ist die Freude, die aus diesem Weltbild nieversiegend fließt. Holz am Strome des Lebens, wie es Johannes am Ende seiner Offenbarung sieht, ist das nicht ein wunderbares Symbol für alles Beginnen im Leben und in den Künsten?

Abb. 4. Josef Weisz. Zürichbergspatzen. Bei einem Besuch in Uttwil legte der Künstler uns eine Anzahl ungemein lebendiger Tierzeichnungen aus dem Zürcher Zoologischen Garten vor. Bereitwillig erfüllte er unsern Wunsch, dies eindrückliche Sperlingsselbander, das als letztes Blatt der Mappe zum Vorschein kam, für die «Navis stultifera» in Holz zu schneiden.